

BEWUNDERUNG UND ZUTRAUEN

Nach dem Nationalsozialismus war kein Platz für Resignation

LIBET WERHAHN

Geboren 1928 in Köln, jüngste Tochter Konrad Adenauers,
lebt in Neuss.

1928 geboren, haben Sie in Ihrer Kindheit und Jugend wegen Ihres von den Nationalsozialisten geächteten Vaters viel Zurückweisung und Verachtung erfahren. Nur Jahre später erlebten Sie das genaue Gegenteil: Auf vielen Staatsbesuchen an der Seite Ihres Vaters gaben Sie der frisch gegründeten Bundesrepublik ein junges Gesicht, das selbst neben Jackie Kennedy glänzen konnte. Wie geht man mit diesen Gegensätzen um?

Libet Werhahn: Als ich meinen Vater auf Staatsbesuchen begleiten durfte, war ich ja noch sehr jung – Mitte zwanzig. Und es war umwerfend, vor allem Amerika – damals die Traumwelt schlechthin. Der Vater sah, was das für mich bedeutete, und freute sich mit mir: „Ach Kind, dass wir das noch erleben dürfen!“, sagte er dann auch ein wenig wehmütig. Alles hatte sich fast auf einen Schlag geändert. Die schlimmen Jahre der Bedrängnis lagen ja nicht weit zurück, und auf diesen Reisen fiel das von einem ab. Es kam da zu Bewusstsein: „Jetzt bist Du wirklich frei!“

In meiner Jugend war der Name Adenauer eigentlich eine Belastung gewesen. Bis heute steht mir eine Begebenheit vor Augen, die zeigt, wie sehr mich das als junges Mädchen mit Angst erfüllte: 1944 wanderte ich mit einer Freundin im Schwarzwald – von Hof zu Hof, um bei Bauern zu übernachten. Das war nicht Amerika, aber wir dachten doch, ein Stück Welt zu erkunden. Die Aufnahme war stets sehr freundlich, aber mir wurde unwohl, als wir in eine kultiviertere Gegend kamen, in der die Menschen bestimmt mehr Zeitung lasen. Wegen der aufkommenden Dunkelheit blieb uns nichts anderes übrig, als in einem der Häuser um Aufnahme zu bitten.

Ein grimmig wirkender Mann öffnete die Tür und beantwortete unser Bitten mit der Frage: „Können Sie sich ausweisen?“ Woraufhin mir schon das Herz in die Hose rutschte, aber wir übergaben ihm trotzdem das Empfehlungsschreiben unseres Rhöndorfer Pastors. Das las er durch, guckte uns kritisch an und fragte dann: „Welche von Ihnen heißt denn Adenauer?“ Da war es geschehen, und ich dachte schon, jetzt passiert etwas Schlimmes.



„Er war wirklich warmherzig!“:
Libet Werhahn.
© Linda Hammer, Liesenich

Aber zu meiner Überraschung streckte der Mann die Arme aus und sagte: „Herzlich willkommen! Das ist doch wohl selbstverständlich, dass wir eine Tochter Konrad Adenauers aufnehmen. Wir sind hier ein Ferienhaus der Arminia. Kommen Sie rein und bleiben Sie, so lange Sie wollen!“

Das bewegt Sie bis heute?

Libet Werhahn: Ja, da läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Es war so herrlich, dieses Gefühl, dass man willkommen ist, weil man Adenauer heißt. Das hatte ich ja nie erlebt! Tage später kamen wir nach Hause zurück und da stand dann bald auch schon die Gestapo – die erste Hausdurchsuchung!

Der Tiefpunkt war die Verhaftung Ihrer Eltern nach dem Stauffenberg-Attentat 1944, in das Ihr Vater eigentlich nicht verwickelt gewesen ist. Wie haben Sie das als 16-jährige Tochter wahrgenommen?

Libet Werhahn: Der Vater war verhaftet worden, konnte sich aber befreien und versteckte sich. Da holten sie auch meine Mutter Gussie, damit sie ihnen das Versteck verriet. Und das tat sie dann auch, als die Gestapo uns Kindern drohte. Aber es war

schrecklich für sie, den Vater verraten zu haben, und sie nahm in der Haft eine Überdosis Tabletten. Zum Glück überlebte sie, aber es blieben – wie sich später zeigte – schwere gesundheitliche Folgen, tödliche Folgen.

Sie können sich vorstellen, wie groß die Verzweiflung damals für mich war. Die Eltern waren nicht mehr da, und ich wusste nicht, wie ich sie finden sollte. Mit damals sechzehn fühlte ich da eine enorme Verantwortung: Die ältere Schwester war in der Ausbildung, die Brüder waren im Feld. Niemanden konnte ich richtig um Rat fragen.

Eines Morgens bin ich dann in einen Zug, der in Kriegszeiten zufällig einmal fuhr, nach Köln gestiegen, irrte da durch die total zerstörte Stadt, bis ich zu dem Gebäude am Appellhofplatz kam, wo ich die Mutter vermutete. Der Kommissar, mit dem ich dort sprach, war ein sehr strenger Mann und wollte mir keine Auskunft geben: „Kommt gar nicht in Frage. Sie sind viel zu jung. Sie haben gar keine Berechtigung, die Mutter zu besuchen.“ Ich erwiderte: „Ich will ja nur wissen, wo sie ist.“ „Sie ist nicht mehr hier“, sagte er da. Worauf ich flehte: „Können Sie mir nicht sagen, wo sie ist?“ „In Brauweiler!“, gab er an. „Aber wo ist denn Brauweiler?“, fragte ich verzweifelt, „Interessiert mich nicht! Irgendwo bei Köln.“ Damit ließ er mich stehen.

Und dann haben Sie sich auf den Weg nach Brauweiler gemacht.

Libet Werhahn: Das war wirklich schrecklich. Wie sollte ich dahin kommen? Zuerst bin ich per Autostopp zu Bekannten der Eltern am Stadtrand von Köln – die haben mir ein Fahrrad gegeben. Damit bin ich über die Felder in Richtung Brauweiler – und da kamen zu allem Unglück auch noch Tiefflieger, und ich bin mehrfach mit dem Fahrrad in den Graben hinein. Jedes Mal habe ich mich wieder hochgerappelt und bin irgendwie nach Brauweiler gekommen. Dort hat man mich die Mutter auch sehen lassen. Aber das war der schlimmste Schock: Sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Da haben wir ein bisschen geredet zusammen und dann – ich kann eigentlich gar nicht drüber sprechen – kam einer rein und sagte: „Hier sind Ihre Entlassungspapiere.“

Da waren Sie in diesem Augenblick dabei? Wenigstens etwas Positives.

Libet Werhahn: Ja, wenigstens etwas. Und da haben wir sofort reagiert und gesagt: Wir gehen hier so lange nicht weg, bis wir meinen Vater gesehen haben. Der soll ja auch hier sein – das wusste die Mutter bis dahin gar nicht. Und tatsächlich: Auf einmal ging die Türe auf und der Vater kam rein, der genauso furchtbar aussah. Das war die erste Begegnung meiner Eltern, nachdem die Mutter gemeint hat, den Vater ausgeliefert zu haben.

Später durfte ich die Mutter mitnehmen. Der Vater musste bleiben und hatte noch einige schwere Tage zu überstehen.

Nach den Erlebnissen im Nationalsozialismus hätte man auch an der Welt verzweifeln können. Warum hat nicht Resignation die Oberhand behalten?



Davongekommen: Konrad Adenauer unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in Brauweiler 1944 mit Gussie, Lotte und Lola Adenauer in Rhöndorf.
Quelle: Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus

Libet Werhahn: In den letzten Kriegsjahren lebten wir – die Eltern wohl schon länger, als ich mich erinnern kann – vom Prinzip Hoffnung. Wir hatten uns so sehr auf das Ende des Krieges fixiert, dass gar kein Platz für Resignation war. Sondern da ging es bergauf, da strömte so viel Neues auf uns ein. Umso schlimmer war, dass 1948 die Mutter starb. Es war in dem Moment, wo es so aussah, als würde es für uns wieder aufwärtsgehen. Da hat sich der Vater für Stunden eingeschlossen. Damals habe ich das nicht verstanden. Heute weiß ich, dass er das brauchte, um in sich zu gehen und seine Haltung zu finden.

In Ihren Erinnerungen berichten Sie vom Pessimismus Ihres Vaters.

Libet Werhahn: Also der Pessimismus ist schon eine Veranlagung bei meinem Vater gewesen. Und der hat sich auch vererbt. Skeptisch war er – auch durch die Jahre, in denen er nicht aktiv sein durfte.

Und trotz allem standen Sie wenig später, 1949, auf der Empore des damaligen Plenarsaals in

Bonn und erlebten, wie Ihr 73-jähriger Vater zum Bundeskanzler gewählt wurde. Wie hat die Familie dieses Ereignis aufgenommen? Gab es auch Bedenken?

Libet Werhahn: Mit Bewunderung und dem festen Zutrauen, dass der Vater der richtige Mann am richtigen Platz war. Und dass die Stunde richtig war. Da gab es keine Zweifel und keine Resignation. Sondern es hat ein wunderbares warmes Gefühl in mir hervorgerufen. Man könnte es Stolz nennen, aber nicht in dem Sinne, wie man Stolz normalerweise versteht.

Ein Scheitern konnten wir uns gar nicht vorstellen. Auch des Alters wegen gab es keine Bedenken. Der Vater musste sich engagieren. Als dieses schreckliche „Dritte Reich“ zu Ende ging, musste er zur Stelle sein. Es musste ja was geschaffen werden, es mussten die Dinge wieder in Ordnung gebracht werden. Das war sein ganzes Ziel.

Mutig war er, aber es hatte vor allem etwas mit seinem Verantwortungsgefühl zu tun. Ja, die Verantwortung für die Menschen, für die Allgemeinheit und für Deutschland, für sein Vaterland!

Welche Bedeutung hatte seine Partei für ihn?

Libet Werhahn: Die Partei, die er ja wesentlich mitformte, war für ihn die Basis für sein politisches Handeln, Grundlage für ein demokratisches Vorgehen, auch ein Mittel für den Wiederaufbau Deutschlands. Und über diese Funktionen hinaus war sie als christlich geprägte Volkspartei auch gelebte Zusammengehörigkeit, die langsam wuchs, aber sehr anregend und emotional auf ihn wirkte. Ich erinnere mich, wie er auf den ersten Wahlkampf freien morgens losfuhr und abends spät zurückkehrte. Da merkte man, wie beeindruckt er davon war: der Kontakt zu den Menschen in Norddeutschland, im Frankfurter Raum oder in Hessen oder Bayern. Davon war er ja in der Nazizeit ganz abgeschnitten. Da war es für ihn eine besonders ermutigende Entdeckung, in ganz Deutschland auf Menschen zu treffen, die sich für die Demokratie engagieren wollten.

Sie selbst sind seit 65 Jahren Mitglied der Christlich Demokratischen Union Deutschlands und waren fünfzehn Jahre lang in verschiedenen Ämtern politisch aktiv. Bei so viel Praxiserfahrung darf man fragen, ob es schwierig für die Union ist, dem politischen Erbe Konrad Adenauers gerecht zu werden?

Libet Werhahn: Die Frage, was das Erbe Konrad Adenauers sein sollte, stelle ich mir immer wieder. Und ich finde sie nicht leicht zu beantworten. Zu leicht machen es sich jedenfalls die Kritiker, zum Beispiel von Angela Merkel, die behaupten, dass die CDU das Erbe Konrad Adenauers verschleudern würde, weil die Partei bestimmte Dinge aufgibt.

Sie können sich vorstellen, dass ich oft gefragt werde: „Was hätte Ihr Vater denn in dieser jetzigen Zeit getan?“ Und ich muss Ihnen sagen, dass mich diese Frage ärgert. Der Vater hat sich in seiner Zeit mit seiner Persönlichkeit politisch eingebracht. Und jetzt ist eine ganz andere Zeit mit ihren eigenen Erfordernissen.

Sie haben sich zeitlebens – etwa in der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus in Rhöndorf – dafür eingesetzt, das Gedenken an Ihren Vater zu bewahren.

Libet Werhahn: Schon zu Lebzeiten ist mein Vater für viele zum Vorbild geworden, aber er könnte auch heute junge Menschen begeistern. Da geht es aber um die politische Grundausrichtung: Demokratie, Westbindung, Europa – das sind Säulen, die auch heute tragen. Dann ist es die Hinwendung zum Volk und zu den Menschen. Politik muss dienen.

Ich habe es während meiner politischen Tätigkeit verspürt und spüre es zuletzt immer mehr: Es geht oft zu sehr um persönliche Ambitionen, um Wahl und Wiederwahl. Da wird gekungelt und gemacht, selbst wenn man das Amt schon jahrelang innehatte. Ich glaube, dass das junge Menschen abstößt.

Adenauer könnte auch heute ein gutes Vorbild sein, weil er von dieser Art des Schacherns gar nichts hatte, weil er Überzeugungen hatte, weil er dienen wollte.



Jugendlich glänzend: Libet Werhahn (2. v. l.) und Jackie Kennedy (1. v. l.), 1962 beim Staatsbesuch in Washington.
Am Mikrophon: US-Präsident John F. Kennedy.
Quelle: Privatarchiv Libet Werhahn, Repro: Linda Hammer, Liesenich

Was heißt es noch, sein Gedenken zu bewahren?

Libet Werhahn: Aktuell heißt es auch, falsche Behauptungen zurückzuweisen. Gerade habe ich einen Nachruf auf Günter Grass in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gelesen, in dem wieder von „schwärzester Restauration“ die Rede ist. Da bleiben mir bis heute die Worte weg. Der Vater war ein rheinischer Katholik, wie er im Buche steht. Verwurzelt im Glauben, aber die ganze Strenge und den Pomp der damaligen Kirche lehnte er ab. Wie man ihn als engstirnigen Menschen darstellen kann, ist mir ein Rätsel.

Sie haben in Ihren Erinnerungen von der „liberalen Veranlagung“ Ihres Vaters gesprochen.

Libet Werhahn: Dabei muss ich vorwegschicken, dass eine „liberale Veranlagung“ heute andere Konsequenzen hat als vor sechzig Jahren. Für die damaligen Verhältnisse war der Vater liberal. Zum Beispiel gehörte eine junge Frau für ihn erst in ein Studium und dann möglicherweise in die Ehe. Er hat damals dafür gesorgt, dass ich mein erstes

Auto – einen VW-Käfer – behalten durfte. Mein Schwiegervater fand das nicht schicklich und verlangte in einem Gespräch mit Vater, dass es verkauft würde. Darauf schlug der Vater vor, dass er das Auto kaufen werde, damit ich ihn besuchen könne. „Weißt Du, ich bin so oft allein in Rhöndorf, da freue ich mich immer, wenn Libet kommt.“ Seit diesem Zeitpunkt hatte ich mein Auto.

Gibt es eine Eigenschaft, die Ihnen an Ihrem Vater wichtig ist, die aber nie erwähnt wird?

Libet Werhahn: Ja, in der Darstellung meines Vaters – beispielsweise im jüngsten Spielfilm über ihn – fehlt mir, dass er wirklich warmherzig war. Durch die kämpferischen Auseinandersetzungen in der Politik hat sich das vielleicht nicht so vermittelt. Aber ich habe ihn oft warmherzig erlebt. Er konnte sich kolossal für andere Menschen einsetzen.

Das Gespräch führte Bernd Löhmann am 16. April 2015.